

dtv

Neuguinea, Anfang der dreißiger Jahre: Die amerikanische Ethnologin Nell Stone, seit ihrer Jugend berühmt, ist körperlich am Ende, als sie mit ihrem Mann Fen nach langer Feldforschung zur Kolonialstation zurückkehrt. Das Verhältnis zwischen den Eheleuten ist nicht ungetrübt. In der Station treffen sie auf einen britischen Kollegen, Andrew Bankson. Er, von langer, einsamer Feldforschung ausgelaugt, überredet das Paar zu gemeinsamer Arbeit: Nach vergeblichen Versuchen, etwas Verwertbares über die Stämme am Sepikfluss herauszufinden, gelangt das Trio schließlich zu den Tam, einem von Frauen dominierten Stamm. Schon bald entwickelt sich zwischen Nell und Andrew mehr als nur eine enge Arbeitsbeziehung. Je länger die drei Wissenschaftler die ungewöhnlichen Rituale der Tam erforschen, desto deutlicher treten ihre individuellen Ansprüche, Methoden, Wünsche und Interessen hervor. Und die Spannungen untereinander steuern auf einen dramatischen Höhepunkt zu. Lily King schildert mitreißend und anschaulich, wie Entdeckereuphorie und kräftezehrende Einsätze der Ethnologen den Lebensnerv der drei bis zum Zerreißen spannen. Nüchtern nimmt sie die Liebe unter die Lupe und hält zugleich unserer Kultur den Spiegel vor. So wird der Leser, ein raffinierter Kunstgriff der Autorin, gleichsam zum Beobachter und Beobachteten. – Der Roman ist vom Leben der Ethnologin Margaret Mead inspiriert und folgt auch bei den männlichen Figuren historischen Vorbildern.

*Lily King*, geboren 1962, lebt mit ihrer Familie in Maine. Sie studierte Creative Writing, verfasste drei preisgekrönte Romane und unterrichtete an mehreren in- und ausländischen Universitäten. »Euphoria« ist ihr vierter Roman. Sie erhielt dafür den Kirkus Prize, und der Roman wurde von der New York Times unter die fünf besten literarischen Titel des Jahres 2014 gewählt.

Lily King

# Euphoria

Roman

Aus dem Englischen  
von Sabine Roth

dtv

Das dem Text vorangestellte Zitat von Margaret Mead  
erschien in der Übersetzung von G. Carnegie in  
«Jugend und Sexualität in primitiven Gesellschaften», Bd. 3  
«Geschlecht und Temperament in drei primitiven Gesellschaften»,  
Deutscher Taschenbuch Verlag, München, 1970, S. 84  
Das Zitat von Ruth Benedict wurde von Sabine Roth übersetzt.

**Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher**  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)



2. Auflage 2018  
2017 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München  
Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel «Euphoria»  
bei Atlantic Monthly Press, New York.  
Lizenzausgabe mit Genehmigung des Verlages C.H. Beck  
© Lily King 2014  
Für die deutschsprachige Ausgabe:  
© Verlag C.H. Beck oHG, München 2015  
Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier für Gestaltung,  
Stephanie Weischer unter Verwendung von Fotos  
von gettyimages und Arcangel Images  
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen  
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-14580-0

Für meine Mutter Wendy  
in Liebe



In der primitiven Welt von Neuguinea  
spielen Streitigkeiten um Frauen eine beherrschende Rolle.

*Margaret Mead*

Entgegen dem verbreiteten Glauben  
ist Erfahrung vor allem eine Sache der Imagination.

*Ruth Benedict*





# 1

Einer von den Mumbanyo warf ihnen noch etwas nach, als sie ablegten. Etwas Bräunliches. Es dümpelte ein Stück hinter dem Einbaum im Wasser.

«Nur wieder ein toter Säugling», sagte Fen.

Sie konnte nicht sicher sein, dass es ein Witz war. Er hatte ihr schon vor einer Weile die Brille zerbrochen.

Weit vorn im dunklen Grün der Uferbiegung lag der helle Einschnitt, zu dem das Boot sie bringen würde. Sie richtete ihre ganze Aufmerksamkeit darauf. Sie sah nicht mehr zurück. Die wenigen Mumbanyo am Strand sangen und schlugen für sie die Totentrommel, aber sie drehte sich nicht noch einmal um. Ab und zu, wenn die stehenden Ruderer, die abwechselnd zum Ufer oder zu anderen Einbäumen hinüberriefen, alle vier gleichzeitig zogen, spürte sie auf der feuchten Haut einen Anflug von Fahrtwind. Dann brannten die nässenden Stellen und spannten sich, wie um rasch ein wenig zu heilen in dem trockenen Luftstoß. Der Wind kam und ging, kam und ging. An den kleinen Aussetzern zwischen Wahrnehmung und Begreifen merkte sie, dass das Fieber wieder stieg. Die Ruderer legten eine Pause ein, um eine Schlangenhalschildkröte aufzuspießen und das noch zuckende Tier ins Boot zu hieven. Hinter ihr summt Fen einen Grabgesang für die Schildkröte, so leise, dass nur sie es hörte.

Wo der Yuat in den Sepik mündete, wartete ein Motorboot auf sie. Außer dem Bootsführer, einem Mann namens Minton, den Fen aus Cairns kannte, waren noch zwei weiße Paare an Bord, die Frauen in gestärkten Kleidern und Seidenstrümpfen, die Männer

im Smoking. Sie klagten nicht über die Hitze, was bedeuten musste, dass sie hier lebten, die Männer als Plantagen- oder Bergwerksaufseher, vielleicht auch im Dienst der Regierung, die den Schutz dieser Unternehmen gewährleistete. Wenigstens waren es keine Missionare. Einen Missionar hätte sie heute nicht ertragen. Die eine Frau hatte leuchtend goldenes Haar, die andere Wimpern wie schwarze Farne. Beiden baumelten perlenbesetzte Täschen vom Handgelenk. Ob das glatte Weiß ihrer Arme wohl echt war? Sie hätte die ihr Nähere gern berührt, ihr den Ärmel zurückgeschoben, um zu sehen, wie hoch die weiße Farbe hinaufreichte, so wie die Stämme, zu denen sie kam, es in der ersten Zeit immer bei ihr machten. Die Frauen schauten mitleidig, als sie und Fen mit ihren schmutzigen Seesäcken und ihren Malariaaugen an Bord kletterten.

Der Motor sprang mit einem Dröhnen an, das so laut, so erschreckend war, dass sie sich wie ein Kind die Ohren zuhielt. Auch auf Fens Gesicht zuckte es, und sie lächelte unwillkürlich, aber er fühlte sich von ihr ertappt und ließ sie stehen, um mit Minton zu reden. Sie setzte sich zu den Frauen auf die Heckbank.

«Irgendein besonderer Anlass?», fragte sie Tillie, die mit dem Goldhaar. Wenn sie solches Haar hätte, würden die Eingeborenen nie aufhören, an ihr herumzufingern. Mit solchem Haar war man im Feld verloren.

Sie hörten sie beide trotz des Motordröhnsens und lachten.

«Wir haben Weihnachten, Dummerchen.»

Sie hatten bereits getrunken, dabei konnte es nicht weit nach Mittag sein, und das «Dummerchen» hätte ihr weniger ausgemacht, wenn sie nicht ein verdrecktes Hemdkleid angehabt hätte und darunter Fens Schlafanzug. Dazu ihre Schrunden, ein frischer Kratzer an der Hand vom Stachel einer Sagopalme, die Schwäche im rechten Knöchel, die Neuritis in den Armen, die seit den Salomon-Inseln nicht mehr wegging, und ein juckender Stich zwischen den Zehen, hoffentlich nicht schon wieder Ringelflechte. Bei der Arbeit

konnte sie die Beschwerden für gewöhnlich ausblenden, aber jetzt, angesichts dieser Damen in Seide und Perlen, meldeten sie sich mit aller Macht.

«Ob Lieutenant Boswell wohl da sein wird?», fragte Tillie ihre Gefährtin.

«Sie schwärmt nämlich für Lieutenant Boswell.» Die zweite Frau, Eva, war größer und stattlich, ihre Hände ungeschmückt.

«Stimmt gar nicht», konterte Tillie. «Und Sie außerdem auch.»

«Aber *Sie* sind verheiratet, meine Liebe.»

«Sie können ja wohl nicht erwarten, dass ein Mensch blind und taub wird, kaum dass der Ring am Finger steckt», sagte Tillie.

«*Ich* erwarte das auch nicht. Aber Ihr Mann.»

Im Geist machte Nell sich Notizen:

- Schmuck an Hals, Handgelenken, Fingern
- Bemalung nur im Gesicht
- Akzent auf Lippen (dunkelrot) und Augen (schwarz)
- Hüften betont durch Einschnüren der Taille
- Unterhaltung offenbart Rivalität
- das umkämpfte Ziel ist der Mann, nicht zwingend, einen zu haben, sondern imstande zu sein, einen einzufangen

Konnte sie es denn nie gut sein lassen?

«Haben Sie die Eingeborenen erforscht?», fragte Tillie sie.

«Nein, sie kommt direkt aus Sydney, vom Twilight Ball im Floating Palais.» Bei Eva war der australische Akzent ausgeprägter, sie klang fast wie Fen.

«Ja», sagte sie. «Seit Juli. Vorletzten Juli, meine ich.»

«*Anderthalb Jahre* an diesem komischen kleinen Fluss?», fragte Tillie.

«Du lieber Himmel», sagte Eva.

«Erst ein Jahr in den Bergen nördlich von hier bei den Anapa», sagte Nell. «Und dann noch einmal fünfeinhalb Monate bei den

Mumbanyo, ein Stück den Yuat aufwärts. Wir sind vorzeitig weg. Ich konnte mich nicht mit ihnen anfreunden.»

«Anfreunden?», sagte Eva. «Ihr Kopf sitzt noch auf Ihren Schultern, reicht Ihnen das nicht?»

«Waren es Menschenfresser?»

Eine ehrliche Antwort schien ihr zu riskant. Sie wusste nicht, wer ihre Männer waren. «Nein. Sie haben die neuen Gesetze anerkannt und halten sich daran.»

«Was heißt hier *neu*?», sagte Eva. «Diese Gesetze gibt es seit vier Jahren.»

«Einer so alten Kultur kommt das vermutlich eher kurz vor. Aber sie fügen sich.» Und schoben alles, was schiefging, auf das fehlende Blutvergießen.

«Reden sie denn darüber?», wollte Tillie wissen.

Warum fragten bloß sämtliche Weißen nach dem Kannibalismus? Sie dachte an Fen bei seiner Rückkehr von der zehntägigen Jagd, seine halbherzigen Versuche, es ihr zu verschweigen. Ich hab auch welches probiert, war es schließlich aus ihm herausgebrochen. Und es stimmt, es schmeckt wirklich nach altem Schweinefleisch. Das war ein beliebter Witz bei den Mumbanyo: Ein Missionar schmeckt wie ein altes Schwein.

«Ja, mit großem Verlangen.»

Beide, auch die kräftige, burschikose Eva, fuhren ein wenig zurück.

Und dann fragte Tillie: «Kennen Sie dieses Buch über die Salomon-Inseln?»

«Wo ständig irgendwelche Kinder in den Büschen kopulieren?»

«Eva!»

«Ja.» Und Nell konnte nicht widerstehen: «Hat es Ihnen gefallen?»

«Ach, ich weiß nicht», sagte Tillie. «Ich verstehe nicht, was diese ganze Aufregung soll.»

«Gab es Aufregung?», fragte Nell. Über das Echo in Australien hatte sie bisher nichts gehört.

«Aufregung ist noch vorsichtig ausgedrückt.»

Sie wollte fragen, wer sich aufregte und weshalb, aber einer der Männer kam mit einer riesigen Ginflasche zu ihnen herüber und schenkte nach.

«Ihr Mann meinte, Sie würden sowieso nichts wollen», sagte er entschuldigend zu ihr, denn er hatte kein Glas für sie dabei.

Fen wandte ihr den Rücken zu, aber so wie er stand, den Rücken gekrümmt, auf den Fersen wippend, konnte sie sich seinen Gesichtsausdruck bestens vorstellen. Er kompensierte seine abgerissene Kleidung und seinen dubiosen Beruf durch einen umso härteren, männlicheren Blick. Gestattete sich nur dann ein kurzes Lächeln, wenn der Witz sein eigener war.

Gestärkt durch mehrere Schlückchen, setzte Tillie ihre Befragung fort. «Und was werden Sie über diese Stämme schreiben?»

«In meinem Kopf ist noch alles wie Kraut und Rüben. Ich muss immer erst wieder in meinem Büro in New York sitzen, um Ordnung in meine Eindrücke zu bringen.» Sie spürte ihren eigenen Drang, die beiden an ihren Platz zu verweisen, sich über diese sauberen, hübschen Frauen zu erheben, indem sie ein Büro in New York heraufbeschwor.

«Sind Sie dorthin unterwegs? Zu Ihrem Büro in New York?»

Ihr Büro. Ihr Schreibtisch. Ihr Eckfenster mit seinem Blick auf die Kreuzung von Amsterdam Avenue und 118th Street. Auch Entfernung konnte zuweilen etwas schrecklich Beengendes sein. «Nein, als Nächstes fahren wir nach Victoria, um die Aborigines zu studieren.»

Tillie zog eine Schnute. «Sie Ärmste. Sie sehen auch so schon lädiert genug aus.»

«Wegen der Abos können Sie auch uns fragen, da müssen Sie nicht extra hinfahren», fügte Eva hinzu.

«Es waren nur die letzten fünf Monate, dieser letzte Stamm.» Ihr fehlten die Worte, die Mumbanyo zu beschreiben. Sie und Fen waren sich über alles an ihnen uneins gewesen. Nicht eine ihrer Theorien hatte er gelten lassen. Unfassbar, die Leere jetzt in ihrem Kopf.

Tillie wartete mit der oberflächlichen Anteilnahme der Beschwipsten. «Manchmal geht einem eine Kultur einfach an die Nieren», sagte sie schließlich.

«Nellie», rief Fen zu ihr herüber. «Minton sagt, Bankson ist noch hier.» Er zeigte vage stromaufwärts.

Natürlich ist er noch hier, dachte sie, aber laut sagte sie: «Der damals dein Schmetterlingsnetz gestohlen hat?» Sie bemühte sich um einen scherzhaften Ton.

«Er hat überhaupt nichts gestohlen.»

Was hatte er gleich wieder erzählt? Es war auf der Rückreise von den Salomonen gewesen, bei einer ihrer ersten Unterhaltungen. Sie hatten über ihre Professoren von früher getratscht. Haddon mochte mich, hatte Fen erzählt, aber sein Schmetterlingsnetz hat Bankson gekriegt.

Bankson hatte ihren schönen Plan durchkreuzt. Sie waren 1931 hergekommen, um zwei neuguineische Stämme zu studieren. Aber weil am Sepik schon Bankson war, hatten sie sich nach Norden gewandt, ins Gebirge zu den Anapa, in der Hoffnung, wenn sie in einem Jahr zurückkämen, würde er weg sein und sie hätten freie Auswahl unter den Flussstämmen, deren weniger isolierte Kulturen eine ungleich größere künstlerische, wirtschaftliche und spirituelle Bandbreite aufwiesen. Aber er war immer noch da, also waren sie in entgegengesetzter Richtung zu ihm und seinen Kiona einen südlichen Nebenarm des Sepik hinaufgefahren, den Yuat, und dort hatten sie die Mumbanyo gefunden. Sie hatte nach einer Woche gewusst, dass sie mit diesem Stamm nicht froh werden würde, aber fünf Monate gebraucht, um Fen wieder zur Abreise zu überreden.

Fen war neben sie getreten. «Wir sollten ihn besuchen.»

«Meinst du?» Das schlug er zum ersten Mal vor. Warum jetzt, wo alles für die Abfahrt nach Australien vorbereitet war? Vor vier Jahren war er mit Haddon, Bankson und dem Schmetterlingsnetz in Sydney gewesen, und für sie klang es nicht, als ob die zwei sich sonderlich grün wären.

Banksons Kiona waren ein Kriegervolk, die Herrscher über den Sepik, bevor die australische Regierung durchgegriffen, ihre Dörfer auseinandergerissen, ihnen Land zugewiesen hatte, das sie nicht wollten, und alle Widerständigen kurzerhand eingesperrt hatte. Die Mumbanyo, selbst kühne Kämpfer, rühmten den Heldenmut der Kiona. Deshalb wollte er zu Bankson. Die Stämme in Nachbars Garten wirkten immer süßer als der eigene, das hatte sie ihm schon viele Male zu erklären versucht. Andererseits war es unmöglich, nicht neidisch zur Konkurrenz hinüberzuschielen. Ehe man nicht alles säuberlich auf dem Papier dargelegt hatte, schien der eigene Stamm ein heilloses Chaos.

«Denkst du, wir treffen ihn in Angoram?», fragte sie. Sie würden Bankson ja wohl nicht hinterherdackeln. Sie hatten sich für Australien entschieden. Ihr Geld reichte nicht für viel länger als ein halbes Jahr, und es dauerte bestimmt einige Wochen, bis sie sich bei den Aborigines eingerichtet hatten.

«Eher nicht. Mit der Regierungsstation kannst du ihn wahrscheinlich jagen.»

Die Geschwindigkeit des Boots hatte fast etwas Desorientierendes. «Die Pinasse nach Port Moresby legt morgen früh ab, Fen. Die Gunai sind eine gute Wahl für uns.»

«Bevor wir dort ankamen, dachtest du auch, die Mumbanyo wären eine gute Wahl.» Er ließ das Eis in seinem leeren Glas klirren. Er schien noch mehr sagen zu wollen, doch dann ging er zurück zu Minton und den anderen Männern.

«Sind Sie schon lange verheiratet?», fragte Tillie.

«Im Mai werden es zwei Jahre», sagte Nell. «Einen Tag nach der Trauung haben wir uns hierher eingeschifft.»

«Sehr stilvolle Flitterwochen.»

Sie lachten. Die Ginflasche machte wieder die Runde.

Die nächsten viereinhalb Stunden hindurch beobachtete Nell die herausgeputzten Paare, wie sie tranken, stichelten, schäkerten, zu-stießen, lachten, sich entschuldigten, auseinanderdrifteten, wieder

zusammenfanden. Sie betrachtete ihre jungen, unfreien Gesichter, sah, wie locker die Maske ihres Selbstvertrauens saß, wie leicht sie verrutschte, wenn sie sich unbeachtet glaubten. Ab und zu hob Tillies Mann den Arm, um auf etwas an Land zu zeigen: zwei Jungen mit einem Netz, einen Beutelmarder, der wie ein zerlaufender Sack von einem Ast hing, einen Fischadler, der sich auf seinem Horst niederließ, einen roten Papageien, der das Stampfen des Motors nachahmte. Sie versuchte, nicht an all die Dörfer zu denken, die sie links liegen ließen, an die Pfahlhäuser, die Feuerstellen, die Kinder, die im Schilf mit ihren Speeren Jagd auf Schlangen machten. So viele Menschen, die ihr entgingen, so viele Stämme, die sie nie kennenlernen, Wörter, die sie nie hören würde ... Vielleicht verpasste sie ja eben jetzt das eine Volk, das für sie bestimmt gewesen wäre, ein Volk, das all ihr Potential freisetzte, dessen Wesen sich ihr restlos erschloss, ein Volk mit einer Lebensform, die ihr entsprach. Stattdessen sah sie diesen Weißen zu, und sie sah Fen zu, der sich vor den Männern markig gab, sie aggressiv über ihre Arbeit anfragte, auf Fragen nach der seinigen abwehrend reagierte, zwischen drin zu ihr kam, nur um sie mit ein paar beißenden Worten und abruptem Rückzug zu bestrafen. Vier- oder fünfmal machte er das, lud seinen Unmut bei ihr ab, immer nach dem gleichen unbewussten Muster. Sie würde noch eine Weile dafür zu büßen haben, dass sie von den Mumbanyo fortgewollt hatte.

«Attraktiver Bursche, Ihr Mann», sagte Eva, als niemand sonst in Hörweite war. «Macht bestimmt auch im Anzug eine gute Figur.»

Das Boot verlangsamte die Fahrt, das Wasser schimmerte lachsfarben in der sinkenden Sonne, und sie waren da. Drei Boys in weißen Hosen, blauen Hemden und roten Mützen kamen aus dem Angoram-Club gelaufen, um das Boot festzumachen.

«Lukaut long», blaffte Minton sie auf Pidgin an. «Isi isi.»

Untereinander benutzten sie ihre Stammessprache, Taway vermutlich. Den aussteigenden Passagieren wünschten sie mit lupen-



reinem britischen Akzent einen guten Abend. Wie weit ihre Englischkenntnisse wohl reichten?

«Danke, den wünsche ich euch auch», sagte sie zu dem Größten der drei.

«Vielen Dank, Madame.» Er erinnerte sie an ihren Jagdboy bei den Anapa, dieses lockere Selbstbewusstsein, das stets bereite Lächeln.

«Heute ist Heiligabend, höre ich.»

«Ja, Madame.»

«Feiert ihr Weihnachten denn?»

«O ja, Ma'am.»

Die Missionare hatten ganze Arbeit geleistet.

«Und was wünschst du dir?», fragte sie den Zweitgrößten.

«Ein Fischernetz, Ma'am.» Er versuchte seine Antwort so bündig und sachlich zu halten wie der Große, aber es platzte aus ihm heraus: «So eins, wie mein Bruder letztes Jahr bekommen hat.»

«Und mich hat er als Erstes gekeschert damit!», rief der Kleinste.

Alle drei lachten mit blendend weißen Zähnen. In ihrem Alter hatten die meisten Mumbanyo-Jungen schon kaum mehr Zähne, der Großteil war herausgefaut oder ausgeschlagen, und die wenigen noch verbliebenen waren tiefrot von den Betelnüssen, die sie kauten.

Der Große setzte gerade zu einer Erklärung an, da rief Fen von der Rampe nach ihr. Die weißen Paare, bereits auf dem festen Land, amüsierten sich sichtlich über sie beide, die Frau im schmutzigen Männerschlafanzug, die Konversation mit den Eingeborenen machte, und den abgemagerten bärtigen Aussie, Anzugtyp oder auch nicht, der sich mit ihrem Gepäck abschleppte und nach ihr rufen musste.

Sie wünschte den Jungen ein frohes Fest, was sie komisch fanden, aber sie wünschten ihr ebenfalls eines. Am liebsten wäre sie die ganze Nacht mit ihnen auf dem Anleger hocken geblieben.

Fen, sah sie, war nicht verärgert. Er schwang sich die Taschen

über die linke Schulter und bot ihr den rechten Arm, als trüge auch sie Abendrobe. Sie hängt sich bei ihm ein, und er klappte den Ellbogen an. Die offene Stelle an ihrem Unterarm begann unter seinem Griff wieder zu brennen.

«Es ist Weihnachten, Himmelherrgott. Musst du immer arbeiten?» Aber sein Ton war jetzt neckend, fast reuig. Wir sind da, besagte der Druck seines Arms. Die Mumbanyo sind Vergangenheit. Er küsste sie, und auch diese Berührung fachte den Schmerz neu an, aber sie sagte nichts. Er wollte keine starke Frau, aber auch keine schwache. Er hatte schon vor vielen Monaten genug gehabt von Krankheit und Wundtheit. Wenn sein Fieber zurückkam, unternahm er Vierzig-Meilen-Märsche. Den dicken weißen Wurm, der unter der Haut seines Beins gewachsen war, hatte er kurzerhand mit dem Federmesser herausoperiert.

Ihr Zimmer lag im ersten Stock. Die Musik aus dem Speisesaal des Clubs vibrierte leise in den Dielenbrettern.

Sie berührte eins der Betten. Steife weiße Laken, ein pralles Kopfkissen. Sie zog das straff eingeschlagene oberste Laken heraus und schlüpfte darunter. Es war nur ein schmales altes Feldbett, doch ihr erschien es wie eine Wolke, eine saubere, glatte, knisternde Wolke. Sie spürte den Schlaf herankriechen, den schweren Schlaf aus der Kindheit.

«Gute Idee», sagte Fen und zog sich die Schuhe aus. Er hatte ein ganzes Bett für sich, aber er drängte sich neben sie unter die Decke, so dass sie sich zu ihm drehen musste, um nicht herauszufallen. «Zeit zum Kinderzeugen», sagte er mit singender Stimme.

Seine Hände glitten an ihrer Baumwollhose hinab, packten sie ums Gesäß und pressten ihr Schambein an seins. So hatte sie als Kind ihre Ausschneidepuppen aufeinandergeklatscht, als sie sie zwar noch nicht ausgemustert, aber das Interesse an ihnen schon verloren hatte. Es tat sich nichts, also zog er ihre Hand nach unten, dorthin, wo er sie haben wollte, schloss dann seine eigene darum

und schob sie auf und ab in einem Rhythmus, den sie genau kannte, aber den er sie nie allein ausprobieren ließ. Sein Atem ging schon bald schnell und rau, dennoch dauerte es eine lange Zeit, bis sich bei ihm etwas regte. Sein Glied hing zwischen ihrer beider Hände, schlaff wie eine Qualle. Ohnehin war der Zeitpunkt ungünstig. Ihre Periode stand kurz bevor.

«Mist», murmelte Fen. «Was zum Teufel ...»

Der Zorn schien etwas da unten in Wallung zu bringen, und unvermittelt schoss der Penis zwischen ihren Fingern hervor, riesig, hart, dunkelrot.

«Schieb ihn rein», verlangte Fen. «Rein damit, schnell.»

An Einspruch war nicht zu denken; zwecklos, Trockenheit anzuführen oder ihren Zyklus oder den sich anbahnenden Fieberschub oder die Schrunden, die durch das Leinen neu aufgerieben würden. Es würden Blutspuren zurückbleiben, und die Taway-Zimmermädchen würden es für Monatsblut halten und sie aus Aberglauben verbrennen müssen, diese herrlich frischen, sauberen Laken.

Sie gehorchte. Die wenigen Körperpartien, die ihr nicht wehtaten, waren taub, wenn nicht tot. Fen pumpte in sie hinein.

Als es vorbei war, sagte er: «Da hast du dein Baby.»

«Zumindest ein Bein oder zwei», sagte sie, als sie ihrer Stimme wieder trauen konnte.

Er lachte. Die Mumbanyo glaubten, dass viele Anläufe vonnöten waren, damit ein komplettes Kind entstand. «Zu den Armen kommen wir nachher noch.» Er brachte sein Gesicht an ihres und küsste sie. «Und jetzt machen wir uns für diese Feier fertig.»

In der Saalecke stand ein gigantischer Christbaum. Er sah ganz echt aus, beinahe als hätten sie ihn aus New Hampshire importiert. Der Saal war brechend voll, fast alles Männer: Grundbesitzer und Aufseher, Flussschiffer, die Regierungsbeamten oder «Kiaps», Krokodiljäger und ihre stark riechenden Präparatoren, Händler, Schmuggler, dazu ein paar flott bechernde Geistliche. Die hübschen Damen

aus dem Boot glühten förmlich, jede umdrängt von ihrer eigenen Männertraube. Taway-Bedienstete in weißen Schürzen trugen Champagnertablets herum. Sie hatten lange Gliedmaßen, lange schmale Nasen ohne Durchstiche oder Narben. Wie die Anapaschienen sie ein unkriegerisches Volk zu sein. Was würde passieren, wenn eines Tages am Lauf des Yuat ein Gouverneurssitz eingerichtet wurde? Einem Mumbanyo band keiner eine weiße Schürze um. Bei den Mumbanyo bekam man stattdessen die Kehle durchgeschnitten.

Sie nahm ein Glas von einem Tablett, das an ihr vorbeigetragen wurde. Am anderen Ende des Saals, hinter dem Tablett und dem Arm des Taway, der es hielt, sah sie einen Mann neben dem Christbaum stehen, einen Mann, der fast größer als der Baum wirkte und mit dem Finger über einen Zweig strich.

Sie hatte ja keine Brille. Mein Gesicht konnte deshalb kaum mehr für sie sein als ein rosa Klecks unter vielen, doch sie schien mich in dem Augenblick zu erkennen, in dem ich den Kopf hob.